

Alain Mabanckou

Morgen werde ich zwanzig

Roman

Aus dem Französischen von
Holger Fock und Sabine Müller

liebeskind

In unserem Land muss ein Chef eine Glatze und einen dicken Bauch haben. Da mein Onkel weder eine Glatze noch einen dicken Bauch hat, kannst du, wenn du ihn siehst, nicht auf Anhieb erkennen, dass er ein echter Chef mit einem großen Büro im Stadtzentrum ist. Er ist »Verwaltungs- und Finanzdirektor«. Laut Mama Pauline ist ein Verwaltungs- und Finanzdirektor jemand, der auf das ganze Geld eines Unternehmens aufpasst, und er ist auch derjenige, der sagt: Dich stell ich ein, dich stell ich nicht ein, dich schick ich zurück in dein Dorf.

Tonton René arbeitet bei der CFAO, dem einzigen Unternehmen in Pointe-Noire, das Autos verkauft. Zu Hause hat er ein Telefon und einen Fernseher. Mama Pauline meint, das Zeug sei zu teuer, rausgeworfenes Geld, und ohne diese Dinge hätten die Leute früher besser gelebt. Wozu braucht man ein Telefon im Haus, wenn man in der Post am Grand Marché telefonieren kann? Wozu einen Fernseher, wenn man die Nachrichten im Radio hören kann? Außerdem lassen die Libanesen, die auf dem Markt Radios verkaufen, mit sich handeln. Man kann den Preis auch abstottern, wenn man Beamter ist oder Verwaltungs- und Finanzdirektor wie mein Onkel.

Oft denke ich, dass Tonton René mächtiger ist als Gott, den wir sonntags in der Saint-Jean-Bosco-Kirche mit unseren Gebeten verehren. Gott hat noch niemand gesehen, trotzdem fürchten sich alle vor seiner Macht, als ob er mit uns schimpfen oder uns verprügeln könnte, dabei wohnt Er sehr weit

weg, dort, wo keine Boeing je hinkommen wird. Wenn man mit Ihm sprechen will, muss man in die Kirche gehen, und dann überbringt Ihm der Priester unsere Nachrichten, die Er lesen wird, sobald Er ein wenig Zeit dafür findet, denn dort oben steckt Er morgens, mittags und abends bis über beide Ohren in Arbeit.

Tonton René ist allerdings gegen die Kirche und sagt jedes Mal zu meiner Mutter:

»Religion ist das Opium des Volkes!«

Wenn dich jemand »Opium des Volkes« schimpft, hat Mama Pauline mir erklärt, musst du dich sofort mit Händen und Füßen wehren, denn das ist eine schlimme Beleidigung, und Tonton René würde ein so schwieriges Wort wie »Opium« nicht einfach zum Spaß verwenden. Seither nennt mich Mama Pauline »Opium des Volkes«, sobald ich Unsinn mache. Und wenn mir im Pausenhof manche Schulkameraden auf die Nerven gehen, schimpfe ich sie auch »Opium des Volkes«, und dann prügeln wir uns deswegen.

Mein Onkel behauptet, er sei Kommunist. Normalerweise sind Kommunisten einfache Leute, die keinen Fernseher, kein Telefon, keinen Strom, kein fließend Warmwasser, keine Klimaanlage haben, und sie kaufen sich nicht alle sechs Monate ein neues Auto wie Tonton René. Daher weiß ich jetzt, dass man Kommunist und zugleich reich sein kann.

Ich glaube, mein Onkel ist so streng mit uns, weil Kommunisten keinen Spaß verstehen, wenn es um Ordnung geht, wegen der Kapitalisten, die den armen Verdammten dieser Erde Hab und Gut rauben, einschließlich ihrer Produktionsmittel. Wie sollen die armen Verdammten dieser Erde von ihrer Arbeit leben, wenn die Kapitalisten die Eigentümer der

Produktionsmittel sind und die Gewinne ganz allein in ihrer Ecke verzehren, anstatt halbe-halbe mit den Arbeitern zu machen?

Wenn mein Onkel wirklich wütend ist, dann auf die Kapitalisten, nicht auf die Kommunisten, die sich vereinen müssen, denn wie es aussieht, wird es ja bald zum Endkampf kommen. Das lernen wir jedenfalls in der Grundschule. Wir sind die Zukunft des Kongo, sagt man uns zum Beispiel, wir verhindern, dass der Kapitalismus den Endkampf gewinnt, wenn es so weit ist. Wir sind die Nationale Bewegung der Pioniere. Erst sind wir Mitglieder bei den Pionieren, und später, wenn wir groß sind, werden wir Mitglieder in der kongolesischen Arbeiterpartei PCT, möglicherweise haben wir schon jetzt den künftigen Präsidenten und Chef des PCT in unseren Reihen.

Jetzt spreche ich, Michel, schon mit den Worten meines Onkels, als wäre ich ein echter Kommunist, dabei bin ich das gar nicht. Da er ständig seltsame und komplizierte Wörter sagt wie »Kapital«, »Profit«, »Produktionsmittel«, »Marxismus«, »Leninismus«, »Materialismus«, »Infrastruktur«, »Superstruktur«, »Bourgeoisie«, »Klassenkampf«, »Proletariat« und so weiter, habe ich sie schließlich irgendwann behalten, auch wenn ich sie nicht immer verstehe und sie ab und zu durcheinanderbringe, ohne es zu merken. Wenn er zum Beispiel von den Verdammten dieser Erde redet, meint er Leute, die Hunger zur Arbeit zwingt. Die Kapitalisten zwingen sie zu hungern, damit sie am nächsten Tag zur Arbeit zurückkehren, dabei beutet man sie aus, denn am Tag zuvor haben sie ja nichts gegessen. Wenn also die Zwangshungernden ihren Kampf gegen die Kapitalisten gewinnen wollen, müssen sie mit ihrer Vergangenheit reinen Tisch machen und sich selbst retten, statt darauf zu warten, dass jemand kommt und sie be-

freit. Ohne das sind sie echt geliefert, sie werden immer hungrig sein und ewig ausgebeutet werden.

Bei Tonton René bekomme ich am Esstisch immer den schlechten Platz genau gegenüber von dem Foto mit einem alten Weißen, der Lenin heißt und mich unentwegt ansieht, dabei kenne ich ihn nicht und er kennt auch mich nicht. Da ich überhaupt nicht damit einverstanden bin, dass mich ein alter Weißer, der mich nicht kennt, böse anstarrt, schaue ich zurück und ihm geradewegs in die Augen. Ich weiß, es ist unhöflich, Erwachsenen direkt in die Augen zu blicken, und deshalb mache ich es heimlich, sonst würde sich mein Onkel aufregen und sagen, es fehle mir an Respekt für seinen Lenin, den die ganze Welt bewundert.

Auch das Foto von Marx und Engels hängt dort. Anscheinend darf man die beiden Alten, die wie Zwillinge sind, nicht voneinander trennen. Alle beide haben einen langen Bart, sie denken dieselben Sachen im selben Moment, und manchmal schreiben sie zusammen in einem Buch auf, was sie gedacht haben. Ihnen ist es zu verdanken, dass die Leute jetzt wissen, was Kommunismus ist. Mein Onkel sagt, Marx und Engels hätten erklärt, dass die Weltgeschichte nur die Geschichte von Leuten ist, die zu Klassen gehören, zum Beispiel die Sklaven und die Herren, die Großgrundbesitzer und die Bauern, die kein Land besitzen, und so weiter. In dieser Welt sind also einige oben, andere sind unten und leiden, weil die, die oben sind, diejenigen ausbeuten, die unten sind. Da sich die Dinge jedoch verändert haben, und die, die oben sind, verbergen wollen, wie sie die ausbeuten, die unten sind, denken Marx und Engels, dass man sich vor allem nicht täuschen soll, die Unterschiede gebe es noch immer, und heutzutage seien

es zwei große Klassen, die sich streiten und gnadenlos bekämpfen: die Bourgeoisie und die Proletarier. Auf der Straße kann man sie leicht erkennen: Die Bourgeois haben dicke Bäuche, weil sie essen, was die Proletarier produzieren, und die Proletarier (oder die Zwangshungernden) sind ganz mager, weil ihnen die Bourgeoisie nur Krümel übrig lässt, damit sie gerade so viel zu essen haben, dass sie am nächsten Tag wieder zur Arbeit kommen. Das nennt man die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, sagt Tonton René.

Mein Onkel hat auch ein Foto unseres Unsterblichen Genossen Präsident Marien Ngouabi aufgehängt, und eines von Victor Hugo, der viele Gedichte geschrieben hat, die wir in der Schule aufsagen.

Im Prinzip ist ein Unsterblicher jemand wie Spiderman, Lucky Luke, Superman oder Tim und Struppi, die nicht sterben. Ich verstehe nicht, warum man uns weismachen will, dass Genosse Präsident Marien Ngouabi unsterblich sei, obwohl doch jeder weiß, dass er tot ist, dass er im Norden des Landes auf dem Friedhof von Etatolo begraben ist, ein Friedhof, der sieben Tage die Woche rund um die Uhr bewacht wird, und das nur, weil Leute auf seinem Grab ihren Grisgris-Zauber veranstalten wollen, damit sie ebenso unsterblich werden.

Aber gut, man muss unseren ehemaligen Präsidenten den »Unsterblichen« nennen, auch wenn er nicht mehr am Leben ist. Wer sich weigert, um den kümmert sich die Regierung, er kommt ins Gefängnis, und wenn unsere Revolution die Kapitalisten davongejagt hat und die Produktionsmittel endlich den Verdammten dieser Erde, den Zwangshungernden gehören, die wegen dieser Geschichte mit den Klassen von Marx und Engels Tag und Nacht kämpfen, wird er bekommen, was er verdient.

Mama Pauline weiß, dass ich große Angst vor Tonton René habe, und das nutzt sie aus. Wenn ich nicht ohne einen Gutenachtkuss von ihr schlafen gehen will, ermahnt sie mich, wenn ich nicht ins Bett ginge, würde ihr Bruder denken, ich sei nur ein kleiner Kapitalist, der nicht schlafen kann, weil er zuerst einen Kuss von seiner Mama will, quasi eines von den Kapitalistenkindern, die im Stadtzentrum oder in Europa wohnen, vor allem in Frankreich. Dann vergisst er vielleicht, dass ich sein Neffe bin, und verprügelt mich. Daraufhin gebe ich Ruhe und Mama Pauline beugt sich über mich, berührt sanft meinen Kopf, aber sie gibt mir keinen Kuss wie in den Büchern, die wir in der Schule lesen und die in Europa spielen, vor allem in Frankreich. Und dann denke ich, dass in den Büchern auch nicht immer die Wahrheit erzählt wird und dass man deshalb nicht glauben darf, was in ihnen steht.

Wenn ich manchmal nicht einschlafen kann, dann liegt das nicht immer am Gutenachtkuss meiner Mutter, auf den ich warte, sondern auch an dem Moskitonetz, das mich stört. Sobald ich darunter liege, habe ich das Gefühl, die Luft, die in meine Lungen kommt, ist dieselbe wie die, die ich gestern Abend eingeatmet habe, und ich schwitze nur noch, bis mein Bett so nass ist, als hätte ich Pipi gemacht, was natürlich nicht stimmt.

Die Stechmücken in unserem Viertel sind merkwürdig, sie sind ganz wild auf Schweiß, kleben auf deiner Haut fest und haben alle Zeit der Welt, um bis morgens um fünf dein Blut zu saugen. Außerdem sehe ich unter dem Moskitonetz aus wie ein Leichnam, und die Mücken schwirren um mich herum wie Leute, die um mich trauern, weil ich gerade gestorben bin.

Das alles habe ich Papa Roger gesagt. Ja, ich habe gesagt, unter meinem Moskitonetz sehe ich aus wie ein kleiner Leichnam, und dass ich darunter eines Tages wirklich sterbe, wenn man nicht aufpasst, und dass man mich dann auf dieser Erde nicht mehr sehen wird, weil ich auf dem Weg in den Himmel sein werde zu meinen beiden großen Schwestern, die ich nie gekannt habe, weil sie es besonders eilig hatten, direkt in den Himmel zu kommen. Ich erzählte ihm das unter Tränen, denn ich stellte mir vor, ich wäre ein ganz kleiner Leichnam in einem ganz kleinen weißen Sarg und umringt von Leuten, die umsonst weinen. Ist man nämlich erst einmal tot, kommt man nicht mehr zurück, es sei denn, man ist Jesus, der Wun-

der vollbringen und wiederauferstehen kann, als wäre der Tod für ihn nur ein Mittagschläfchen.

Papa Roger machte sich Sorgen, weil ich in meinem Alter anfang, so über den Tod zu reden. Er sagte mir, Kinder würden nie sterben, Gott wache über sie, wenn sie nachts schlafen, und Gott gebe ihnen viel Luft zum Atmen, damit sie nicht im Schlaf erstickten. Ich habe ihn gefragt, warum Gott die Lungen meiner beiden großen Schwestern nicht mit viel Luft gefüllt hat. Er schaute mich mitleidig an:

»Ich kümmere mich darum, dass dieses Moskitonetz wekommt.«

Es dauerte wochenlang, bis er sich der Sache annahm. Erst gestern, als er von der Arbeit zurückkam, hat er mein Moskitonetz abgehängt. Er hat bei einem libanesischen Händler in der Avenue de l'Indépendance eine Packung Fly-Tox gekauft. Eine Stechmücke, die etwas auf sich hält, macht sich normalerweise auf der Stelle davon, wenn sie in einem Haus den Namen Fly-Tox hört, anstatt einen unnützen Tod zu sterben.

Papa Roger hat die ganze Dose in meinem Zimmer versprüht, damit der Geruch länger anhält. Doch die Mücken in unserem Viertel sind keine Dummköpfe, die sich einfach so reinlegen lassen, und schon gar nicht, wenn sie auf der Fly-Tox-Packung das Bild einer sterbenden Mücke sehen. Warum sollten sie sich auch in den Tod stürzen, ohne bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen? Sie warten, bis der Geruch des Mittels verschwunden ist, und kommen später wieder, um dich überall zu stechen, weil sie sich darüber aufregen, dass du ihnen den Krieg erklärt hast, dabei sind sie wie du und wollen so lange wie möglich leben.

Auch wenn du Fly-Tox überall im Haus versprühst, solltest du nicht vorschnell Hurra schreien. Zuletzt tragen die Mücken den Sieg davon, und dann berichten sie davon den

anderen Stechmücken der Stadt, die nicht wussten, dass man auch diesem Insektenmittel entkommen kann. Mücken bewahren nie ein Geheimnis für sich wie wir Menschen, sie schwatzen die ganze Nacht, als ob sie nichts anderes zu tun hätten. Da es immer dieselben sind, die im Trois-Cents-Viertel ihre Runden drehen, und da sie gesehen haben, wie du bei dir zu Hause Fly-Tox versprüht hast, statten sie zuerst den Nachbarn einen Besuch ab, die dieses Mittel nicht haben, und kommen dann, sobald sie mit ihnen fertig sind, in dein Schlafzimmer zurück, um zu prüfen, ob es noch nach Fly-Tox riecht. Es gibt sogar Mücken, die sich an das Mittel gewöhnt haben und die ihren Kameraden erklären, wie sie sich dagegen schützen können. Sie sagen ihnen: »Passt auf, Jungs, in diesem Haus stinkt es nach Fly-Tox, versteckt euch in den Schränken, in den Töpfen, in den Schuhen oder in den Kleidern, wenn ihr nicht sterben wollt.« Und sie warten, bis du das Licht deiner Sturmlampe gelöscht hast. Sie sind zufrieden, denn sie haben begriffen, dass du echt Angst hast und dass du es vor ihnen geheim halten wolltest. Und wer große Angst hat, ist voll mit Blut, schönem warmem Blut, von dem sie sich wochenlang ernähren können. Wenn eine von ihnen kommt, um dich zu ärgern, und du versuchst, sie mit deinen Händen oder mit einem Stück Sperrholz zu zerquetschen, stürzen sich prompt alle anderen aus ihrer vielköpfigen Familie von überall her auf dich. Eine kleine Gruppe surrt, die anderen greifen an. Und dann wechseln sie sich ab. Diejenigen, die um dich herumsurren, sind nicht immer die, die sich auf dich stürzen, und die, die sich auf dich stürzen, verstecken sich hinter den anderen. Aber du bist allein, du hast nur zwei Hände, du kannst nicht sehen, was hinter deinem Rücken vor sich geht, du kannst dich nicht verteidigen, wenn du es mit einer trainierten Armee zu tun hast, die sich rächen will, weil du ge-

dacht hast, du könntest sie einfach so mit deinem Fly-Tox töten. Es juckt dich überall, einige Stechmücken schlüpfen in deine Nasenlöcher, andere kriechen in deine Ohren, stechen dich und lachen dabei höhnisch.

Deshalb war ich heute beim Aufwachen am ganzen Körper mit roten Pusteln übersät. Wenn ich meine Arme unter die Nase halte, riechen sie noch immer nach Fly-Tox. Eine sehr wütende Stechmücke – vielleicht der Chef der Bande – hat mich über dem Auge gestochen, das jetzt so geschwollen ist, als hätte mir irgendein Teufel mit unsichtbarer Hand einen Faustschlag verpasst. Mama Pauline hat ein bisschen Boafett draufgeschmiert und mich getröstet:

»Mach dir nichts daraus, Michel, bis Sonnenuntergang ist dein Auge wieder gesund. Boafett war die Arznei, mit der man mich gesund gemacht hat, als ich klein war. Heute Abend hängen wir wieder das Moskitonetz auf, das dein Vater abgemacht hat. Das Fly-Tox von den Libanesen taugt nicht viel, das weiß er eigentlich.«